

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

32] Roman von J. S. Rosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthoj.

„Also behält er alle Hoffnung für die Zukunft?“

„Wie kann ich das wissen?“

Guy bildete sich ein, daß Marguerite es war, die sich die Zukunft offen zu halten wünschte.

„Wie sollte es auch anders sein?“ begann er wieder.

„In dem Augenblick, wo man ihm erlaubt, wieder anzufangen, läßt man ihm jede Hoffnung. Kann er nicht alles vorwegnehmen?“

Sie verstand, doch ohne einen andren Grund darin zu finden, als daß er darüber gekränkt war. Sie fragte sanft:

„Was hätte ich denn thun sollen?“

Diese Frage versetzte Herbeline in große Verlegenheit! Wenn er weniger aufgeregt gewesen wäre, hätte er dem Gespräch eine andre Wendung gegeben. So aber ging die Eifersucht mit ihm durch:

„Sie hätten ihm Ihren Wunsch klar machen müssen, diese Unterredung möge die letzte derartige zwischen Ihnen sein.“

„Konnte ich das? Die Begegnung sollte doch nur ganz kurz sein; ich hatte es Ihnen ja versprochen.“

Sie erreichten den Wald. Eine Allee, deren Bäume sich zu Wölbungen verbanden, öffnete sich von ihnen.

Hierig atmete Herbeline den Duft der Erde und des Laubes, und bei den ersten Schritten, den sie ins Halbdunkel machten, schien es ihm, als beträten sie einen neuen Boden, auf dem viele Dinge, die sie noch bis vor einen Augenblick getrennt, plötzlich wie verschwunden waren. Er fragte mit fast leiser Stimme:

„Glauben Sie, ihn lieben zu können?“

„Nein, ich glaube es nicht.“

„Bestern glaubten Sie, auf diese Frage noch gar nichts antworten zu können.“

Marguerite erbebt am ganzen Körper, antwortete aber schnell:

„Ja, vor Ihren letzten Worten.“

Diese Worte erfüllten Guy mit einer tröstlichen Empfindung, er stammelte:

„Also werden Sie ihn niemals lieben?“

„Niemals.“

„Um meinetwillen?“

Die Stimme des jungen Mädchens wurde etwas schwächer, aber sie zögerte keinen Augenblick zu sagen:

„Um Ihre Willen, ja.“

„Ohne jedes Bedauern?“

„Ohne jedes Bedauern!“

„Und wenn er Ihnen gefallen hätte?“

„Selbst wenn er mir gefallen hätte.“

„Also geschah es mir, mir zu gehorchen?“

„Ja.“

„Einzig und allein deshalb?“

„Um Ihnen keinen Kummer zu bereiten.“

Die Freude fiel vor Guy ab, wie ein Stein in den Abgrund rollt. Es erweckte eine fonderbare Bitterkeit in ihm, daß sie ihm bloß keinen Kummer machen wollte. Dann begann er wieder herb:

„Aus Dankbarkeit vielleicht?“

Und mit grausamer Fronte fügte er in Gedanken hinzu:

„Der Dankbarkeit der Bestohlenen dem Dieb gegenüber!“

„Ja,“ sagte sie lebhaft, „gewiß aus Dankbarkeit, aber auch aus Zuneigung.“

„Also aus Freundschaft, mit einem Wort?“

„Ja!“

Er hatte sie auf einen Weg geführt, wo sehr dichtes grünes Moos im tiefen Schatten wuchs. Sie und da steckten einige Sträucher ihre dornigen Äste vor. Guy hieb sie mit seinem Stock ab und bahnte ihr den Weg.

„Aber,“ fuhr er hartnäckig fort, „Sie würden doch nicht aus Freundschaft der Liebe entsagen?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte sie mit klagender Stimme.

„Ich weiß gar nicht, was Sie mich fragen. Das ist ja, als

ob Sie von etwas sprechen würden, das mir nie geschehen könnte. Wie soll ich eine Antwort darauf finden?“

Er biß sich auf die Lippen, wütend über sich selbst. Aber nichts war im Stande, ihn von seinem Wunsch und seinem Bestreben nach einer Antwort abzubringen, die seiner Leidenschaft entsprach.

„Verdrießt es Sie, daß ich Sie liebe?“ fragte er.

„Es erschreckt mich,“ antwortete sie ganz leise.

„Ist das alles? Tragen Sie mir deshalb nichts nach?“

„Ich könnte Ihnen nie etwas nachtragen.“

„Ach, wie süß könnten diese Worte für mich klingen!“ rief er aus.

Margueritens Kleid blieb an einem Dorn hängen, er beugte sich nieder, um sie zu befreien. Als er den zarten Stoff in den Händen hielt, überkam ihn eine Trunkenheit, mit leidenschaftlichem Ausdruck drückte er seine Lippen darauf.

„Ach, wenn Sie wüßten!“ stammelte er. „Ich hatte zu lieben geglaubt . . . aber alles was ich vorher empfunden, ist schwach und farblos gegen das Gefühl, das mich jetzt beherrscht. Marguerite! Wenn das Schicksal meine Wünsche erfüllen wollte, ich würde ohne Bedenken alles für einen Kuß, einen wahren Liebeskuß von Ihren Lippen hingeben!“

Schwankend blieb sie stehen, als hätte ihr jemand einen Schlag versetzt, und so leichenbläß, als hätte sie das Bewußtsein verloren. Doch als er sie stützen wollte, machte sie sich los und sagte mit gebrochener Stimme:

„Nein, nein, es ist nichts!“

Seine Liebe für sie war nicht Leidenschaft allein. Diese beiden Jahre, in denen er sie beschützt, hatten ihn mit einer Zärtlichkeit für sie erfüllt, die die letzten Tage nur noch vertieft hatten. Als er sie leiden sah, wurde er von Reue erfüllt und rief:

„Verzeihen Sie mir, Marguerite!“

Sie lächelte ihm zu, ihre Blässe schwand und ganz vergnügt sagte sie:

„Das ist nicht recht, wir dürfen uns nicht mehr allein treffen.“

Die Einsamkeit war so vollständig, der ganze große Wald so in Schweigen verfunken, daß sie meilenweit von jeder menschlichen Behausung entfernt schienen. Bei dem Gedanken, daß er sie, wenn sie dieses Dickicht verlassen, nie wieder so wie jetzt sehen würde, brach ihm das Herz und er rief mit flehender Stimme:

„Wenn ich Sie nie wieder allein sehen soll, wenn immer jemand zwischen uns stehen soll, dann will ich lieber sterben!“

Das sind die hochtrabenden Worte, die man Frauen gegenüber stets gebraucht. Darauf fliegen sie alle, selbst ohne Liebe, aus Furcht, aus Mitleid.

„Sterben!“ sagte sie mit zärtlicher Raibetät. „Aber Sie sollen nicht sterben . . .“

Verzweifelt rang sie die Hände. Und er, seinen Vorteil bemerkend, sagte:

„Wir werden ja niemand etwas Böses zufügen! Wenn ich nur wünschte, daß Sie mich lieben . . . ich würde gar nichts verlangen, als Sie hier und da in meine Arme zu schließen; das allein wäre mein höchstes Glück.“

Er hatte seine Arme vorgestreckt, zog sie sanft an sich mit flehendem Ausdruck in den Augen. Sie, unwissend wie sie war, überzeugt, daß Guy nichts Schlechtes von ihr wollen könne, fühlte ihre Kraft schwinden. Ihr Busen hob sich, ihre Augen waren trunken von Zärtlichkeit. Plötzlich fühlte er ihren schönen, schlanken, warmen Körper an seiner Brust wie an jenem Morgen, an dem seine Liebe erwacht war, aber diesmal that sie es freiwillig.

„Sie lieben mich also?“ fragte er trunken.

„Ich liebe Sie!“ antwortete sie schlicht.

Da, in einer jener geistigen Visionen, die einen Augenblick dauern und Hände fassen könnten, ergriff ihn das Entsetzen vor dem, was unfehlbar geschehen mußte. Er sah das jurdybare Gesicht, das, weil er ein Verbrechen begangen hatte, wollte, daß das Opfer auch noch in anderer Weise dem Räuber verfallte. Er sah all die entsetzlichen Konsequenzen dieses zweiten Verbrechens, die Entehrung und das Unglück des Wesens, das er liebte, den Jammer Dufrenoy's, die Verzweiflung seiner Frau und seiner Schwiegermutter. Aber wie sollte derjenige, der dem Anblick des Geldes nicht hatte

widerstehen können, einer heftigen Leidenschaft Widerstand entgegenzusetzen? Marguerites warmer Körper, ihre bebende Gestalt, das schöne, hingebende Antlitz ließen alle Gewissensbisse verstummen und nur die Begierde blieb wach. Er drückte einen langen, gierigen Kuß auf ihre roten Lippen, er zog das Kind tiefer in den Wald hinein nach einem naheliegenden Jagdpavillon. Sie folgte ihm fast ohne Widerstand, beinahe geistesabwesend, schwankend, zu jedem Opfer bereit.

12.

Nach seinem ersten Fall war Guy manchmal von Verachtung gegen sich selbst erfüllt gewesen. Aber alles in allem genommen, glaubte er nicht ernstlich daran, ein Verbrechen begangen zu haben. Da er überdies überzeugt war, alles wieder gut machen zu können, erfüllte ihn eigentlich noch öfter der Stolz, einer der Mächtigen dieser Erde geworden zu sein. Als er Marguerite entehrt hatte, da vollzog sich ein vollkommener Umsturz in seinem ganzen Wesen. Nun wußte er sich vollkommen gefallen. Er verzweifelte daran, sich jemals vor seinem eignen Gewissen zu rechtfertigen, und seine Zukunft fing an, ihm vollständig gleichgültig zu werden. Die Arbeiten, die er begonnen hatte, erschienen ihm überflüssig und nichtsagend. Er ließ sie stehen, wenn er auch den Schein wahrte, als arbeite er mehr als je an ihnen. Das geschah, weil er das Bedürfnis fühlte, allein zu sein.

Stundenlang schloß Herbeline sich mit Manuscripten ein, die er nicht einmal ansah, mit Abhandlungen, in denen er gar nicht las. Das Zusammensein mit seiner Frau und seiner Schwiegermutter war ihm zur Qual geworden. Er fühlte es von Stunde zu Stunde, wie sie ihm fremd und fremder wurden, er schämte sich, mit ihnen zu leben, den Gatten der einen, den Sohn der andern vorzustellen. Die Ruhestunden nach den Mahlzeiten, die ihm früher so lieb gewesen, waren jetzt die schrecklichsten des ganzen Tages. Er mußte sich beständig beobachten und heucheln, zu einer Zeit, wo aller Zwang ihm unerträglich war.

Die einzigen Augenblicke des Vergessens waren für ihn die, wo er mit Marguerite allein war. Er erkaufte sie mit endlosen Listen und mit der Fähigkeit eines Indianers. Der kleinste Zufall konnte ihn verraten. Wäre er von minder vertrauensvollen Seelen umgeben gewesen, die Spaltung hätte nach wenigen Tagen entdeckt werden müssen. Sie wäre ganz gewiß zu Tage getreten, wenn Donzagues, durch die Gewißheit, vor dem Herbst zu keiner Entscheidung zu gelangen, gereizt, es nicht vorgezogen hätte, wieder zu verreisen. Diefem Umstande hatten sie es zu verdanken, daß ihre Zusammenkünfte bis zu einem gewissen Grade geregelt werden konnten.

Um Marguerite mehr Freiheit zu verschaffen, schickte Guy ihren Vater jetzt öfter nach Paris.

War er dann mit dem jungen Mädchen wirklich ganz allein, dann verschwand alles andre. Er genoß jene unsagbaren Freuden, die alle Verbrechen aus Leidenschaft begreiflich zu machen vermögen. Da entwickelte sich jenes herrliche Drama, dem jedes Jahrhundert neue Schönheit hinzusetzt, und so aus unsrer Liebe etwas durchaus andres gestaltet hat, als der wilde Trieb der ersten primitiven Menschen war. Die heißeste Sinnlichkeit verband sich mit der tiefsten, feinfühligsten, demüthigsten Härlichkeit und gleichzeitig mit den leuchtendsten Phantasiegebilden. In seiner Seele vermezten sich, wenn man so sagen darf, die prächtigsten Nuancen des Purpurs und des Scharlachs mit den abgetönten, zartesten, erlesensten Nuancen. Er gehörte ihr wahrhaft und ganz, er sagte zu ihr: „Wenn Du willst, dann fliehen wir; auf einen Wink von Dir verlasse ich alles, was mir lieb ist, die Menschen und die Dinge. Es giebt nichts, was neben Deinem Wunsch und Willen zählt.“

Aber dem widersetzte sie sich hartnädig. Zu allen Opfern bereit, denn sie liebte nicht minder als sie geliebt wurde, konnte sie sich dennoch nicht entschließen, Herbeline gesunken und verarmt zu sehen. Sie rechnete nicht mit der Zukunft, und war nicht unglücklich. Das war, weil sie ihre ganze Seele in die Hände ihres Geliebten gelegt hatte. Sie folgte blindlings seiner Leitung. Sie fuhr fort zu glauben, daß er nichts Schlechtes begehen konnte. Sie hoffte, daß es seiner Kraft gelingen würde, schließlich doch noch die Harmonie in allen Eristenzen wieder herzustellen, ohne daß irgend jemand dabei zu Schaden kam. Sie fragte sich nicht mehr, wie das möglich sein sollte, so wenig der Fanatiker Rechenschaft über die Handlungen ihres Gottes verlangen. Die Frauen haben ja die Fähigkeit, sich mit Leichtgläubigkeit in die merkwürdigsten Situationen zu fügen, ohne sich durch sie sonderlich verwirren zu lassen. Vielleicht überbliden sie, da sie mehr Instinkt haben,

besser als der Mann, wie wenig all unsre Voraussicht in dem fürchtbaren Versteckenspiel des Zufalls im Grunde zu bedeuten hat.

Marguerite fühlte sich glücklich, wenn sie Guy nur glücklich glaubte, und da sie ihn immer glücklich sah, wenn er mit ihr zusammen war, erwachte ihre Unruhe nur von Zeit zu Zeit.

So verstrichen zwei Monate.

Dreimal wöchentlich fuhr Herbeline nach Paris, und diese Besuche genügten vollständig für seine sehr spärlichen Sommer-Klientel. Was die durchreisenden Patienten betraf, so überließ er sie gern seinen Kollegen, wenn sie nicht eben energisch auf seine Behandlung bestanden. Er wurde fünf- oder sechsmal bei sehr wichtigen Fällen verlangt, und diese Ausnahmen waren ihm gar nicht unwillkommen, da sie unworhergesehene Zusammenkünfte mit Marguerite ermöglichten.

Der Beginn des Herbstes nahte heran. Allmählich begann die Natur abzusterben. Anfangs ersahen sie im Verblühen nur um so reicher. Schon meldete sich jenes leuchtende Vergehen, das im Oktober die Wälder in Gold und Schwefelgelb, in warmes Braun und feuriges Rot taucht und in diesen Schmutd eine wahre Zauberwelt schafft.

Madeleine und Madame Montcaur begannen sich mit dem Gedanken an die Rückkehr in die Stadt zu befassen.

Besorgt fragte sich Guy, wie er in Paris seine Zusammenkünfte mit Marguerite bewerkstelligen würde. Sie war ihm, so glaubte er, unentbehrlich geworden. Alle Arten von Möglichkeiten spukten ihm im Kopfe, und die waghalligsten schienen ihm die ausführbarsten. Die ausdauernde Vertrauensseligkeit seiner Umgebung hatte auch ihn in Sicherheit gewiegt. Und dann werden diejenigen, die das erste Mal straflos ausgegangen sind, waghalliger.

Und er wurde waghallig. Seine Vorsicht war immer wach und die List, mit der er zu Werke ging, ließ auch das kleinste nicht außer acht; aber die Zusammenkünfte fanden nun öfter statt.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zwei Finanzreformer.

Wenn etwas faul ist im Staate Dänemark, so kommen den Herrschenden schüchterne Reformideen, und wenn die Sache schon derartig oberflächlich ist, daß es zwar noch nicht bricht, jedoch vernehmlich kracht, so soll es an eine Finanzreform gehen. Dann heißt es, den regierenden Herrschaften auf die Finger passen; denn die Geschichte lehrt, daß die mit den Ideen der Finanzkünstler beglückten Völker nach der Reform gewöhnlich tiefer in der Linte stüben, als vorher. Unter den bekanntesten Finanzreformern der Vergangenheit sind die, welche durch erhöhten Steuerdruck das gestörte Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben wieder herzustellen strebten, noch die Harmlosensten. Harmlos wenigstens im Vergleich zu den weltgeschichtlichen Gaunern, die unter dem hochtönenden Namen einer Finanzreform einen ungeheuren Schwund in die Welt gesetzt haben. Dieser Edlen gedachte Goethe, als er im „Faust“ den Teufel auch einmal die Maske des Finanzreformers vornehmen ließ. Das heilige römische Reich ist im größten Talles, kein Geld in Vänten; die Einkünfte sind verpfändet, die Soldaten seit langem ohne Löhnung, so daß sie auseinander laufen wollen. Niemand weiß einen Ausweg. Nebhisto erscheint daher als Retter in der Not mit einem Finanzreform-Vorschlag, der zwar Bedenken erregt, aber trotzdem als einziges Ausstufsmittel vom Kaiser acceptiert wird. Es werden massenhaft Scheine gedruckt mit der Aufschrift:

„Zu wissen sei es jedem, der's begehrt,
Der Zettel hier ist tausend Kronen wert.
Ihm liegt gesichert, als gewisses Pfand,
Anzahl vergrab'nen Guts im Kaiserland,
Nun ist gesorgt, damit der reiche Schatz,
Sogleich gehoben, diene zum Erjaz.“

All' Not hat nun ein Ende. Man schwimmt im Reichthum — bis die Welt inne wird, daß die „Anzahl vergrab'nen Guts“ nur auf dem Papier existiert; die papiertene Herrlichkeit endigt also mit einem ungeheuren Krach, und die Geldnot ist schlimmer, als vor der mephistophelischen Finanzreform.

Das Ganze ist keine bloße Ausgeburt dichterischer Phantasie, sondern durch thatsächliche Vorgänge des geschichtlichen Lebens eingegeben. Poetische Freiheit hat Goethe sich nur hinsichtlich der Zeit genommen. Es ist ein Anachronismus, wenn er den Papiergeldschwund auf der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit sich utragen läßt. Da war man noch nicht so weit in der kapitalistischen Kultur fortgeschritten, um auf solche genialen Gaunereien zu kommen. Die Finanzreformer des Reformationszeitalters hielten sich, wenn denn absolut keine neue Steuer aufzubringen ging, und wenn auch kein

Kirchengut mehr zu fehlen war, gewöhnlich mit der ordinären Falschmünzerei; indem sie minderwertige Regierungen als vollwertige Münze in Umlauf setzten.

Im ökonomisch zurückgebliebenen Deutschland hat diese altfränkische Art der Finanzreform noch im 18. Jahrhundert Bürgerrecht besessen. Der Kreuzenköning Friedrich II. hat bekanntlich nach Anleitung seines Münzjuden Ephraim das ehrbare Handwerk des Thalersfälschens mit Eifer und Erfolg betrieben. Damit war er nun ganz entschieden hinter seiner Zeit zurück. Ueber ein Menschenalter vorher schon war in den kapitalistisch entwickelten Nachbarländern Frankreich und England die neue Art des Finanzreformierens à la Mephisto erfunden worden, die schließlich zwar auch auf Falschmünzerei hinauslief und eine viel riesigere Gaunerei war, aber äußerlich sich zunächst doch anständiger ausnahm und im ganzen großartiger angelegt war. Zwei Söhne Albions sind die Urbilder der Finanzreformrollen Mephisto, der eine, John Law, ein geborener Schotte, der andre, ein gewisser Blount, aus England gebürtig; sie haben ihr Wesen ungefähr gleichzeitig getrieben; indes gebührt Law um ein paar Jahre die Priorität. In seiner schottischen Heimat war dieser Finanzabenteurer mit seinem Papiergeld-Projekt abgeblüht, obwohl die Schotten bei ihren englischen Nachbarn damals in erster Linie das Beiwort „geldgierig“ führten; sie hielten aber auch verschmigt und fielen auf den faulen Zauber nicht hinein. Am so besseren Erfolg hatte Law in dem festländischen Staat, den er an Stelle seines undankbaren Vaterlandes mit dem Projekt beglückte, in Frankreich, wo er 1716 auftauchte. Die Regierenden sahen da freilich derart in dem Sumpf der Finanznot, daß sie geneigt sein mußten, nach einem Strohhalm zu greifen, damit ihnen die Schnupfsluten nicht über dem Kopfe zusammenschlugen.

Ludwig XIV. war im Herbst 1715 verstorben und hatte seinen Nachfolgern als wesentliche Hinterlassenschaft einer „glanzvollen“ und „ruhreichen“ Regierung die nach damaligen Begriffen ganz ungeheuerliche Schuldenlast von zwei Milliarden Livres vermach. Aus dem weißgebluteten französischen Volk war durch neue Steuern füglich nichts mehr herauszuquetschen. Für Staatsmänner mit so etwas, wie einem Gewissen, hätte also die Parole lauten müssen: Sparsamkeit, Verschneidung der unproduktiven Ausgaben für die Armee und insbesondere für den Hof, der allein jährlich Hunderte von Millionen verschlang. Indes Sparsamkeit war am allerwenigsten die Sache des verschwenderischen Wüstlings, der für den minderjährigen König Ludwig XV. die Regentenschaft führte, des Herzogs Philipp von Orleans, und ein Gewissen hielt dieser Ehrenmann für ganz überflüssigen Ballast. Er begann in der That eine Finanzreform, aber bei Leibe nicht an seinem eignen Etat: durch strenge Untersuchungen wurden den Staatslieferanten und Finanzbeamten 200 Millionen abgetropft, um die sie den Staat betrogen hatten; dies Geld kam aber nicht etwa den Staatsfinanzen zu gute, sondern der Herzog von Orleans und seine Spießgesellen verjubelten es. So wuchsen die Staatsschulden in ein paar Jahren auf zweiundeinhalb Milliarden an; die Staatseinkünfte waren aus Jahre hinaus verpfändet. Man stand vor dem Bankrott, und da erschien denn der erfindungsreiche Schotte Law als rettender Engel, dessen staatskundiger Leitung die Regierenden sich blindlings überließen. Er versprach nichts Geringeres, als den ganzen Schuldenberg, wie mit einem Zauberstrich, in kürzester Zeit abzutragen. Der Taufkünstler verfuhr ganz nach jenem mephistophelischen Rezept für eine Finanzreform. Die „Anzahl vergrabnen Güts“ sollte über dem großen Wasser, in Nordamerika, zu finden sein, wo Frankreich damals große Gebiete besaß; die weiten Gebiete am Mississippi, die unter Ludwig XIV. entdeckt und nach ihm Louisiana benannt worden waren, wurden dem Publikum als ein zweites Peru, ein Dorado angepriesen, das in seinem Boden unergründliche Schätze an Gold und Silberberge, die nur darauf warteten, gehoben zu werden.

Die Hauptgründung Law's wird darum gewöhnlich als „Mississippi-Gesellschaft“ bezeichnet; offiziell hieß sie „Occident-Compagnie“ (gegründet 1717). Sie war ein Aktienunternehmen unter staatlicher Regide und stand in engster Verbindung mit einer gleichfalls durch Law ins Leben gerufenen Zettelbank, die 1718 für eine königliche erklärt ward. Der Zweck beider Unternehmungen war, die Staatsschulden zu deden und bares Geld in die leeren Staatskassen zu bringen. Beiden Zielen sollten die Aktien der Mississippi-Gesellschaft, dem letzteren außerdem das Papiergeld der Zettelbank dienen. Die Aktiengesellschaft sollte nämlich von dem für Aktien einkommenden Bargelde der Regierung Vorschüsse machen, die sie in stand setzten, den Staatsgläubigern zu kündigen; der Einfachheit halber wurden diese eingeladen, ihre Staatspapiere gleich gegen Aktien umzutauschen, und das ließen sie sich nicht zweimal sagen, weil die Schuldcheine der Regierung, die mehr als Fünftzig vom Hundert verloren hatten, bei der Einlage für Mississippi-Aktien zum vollen Wert angenommen wurden. Die Masse des geldbesitzenden Publikums ließ sich durch die Riesengewinne anlocken, die im Prospect der Compagnie versprochen wurden: der von Law ausgeworfene Köder einer sofortigen Dividende von 8 Proz. zog. Eine ungläubliche Spekulation ging los, die dahin führte, daß die Aktien schließlich auf dem Neinsachen des Nominalpreises standen. Adel, Geistlichkeit und Bürgertum, wer nur irgend Geld hatte, alles rief sich um die Aktien. Wie außerordentlich die Geldgier auch die sonst so streifen und förmlichen Aristokraten erfasst hatte, davon werden tolle Stücken erzählt. Das Beste findet sich in einem Brief der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, einer päpstlichen Prinzessin, deren Korrespondenz kulturgeschichtlich ungemein wertvoll ist. Sie berichtet

unter dem 29. November 1719, sechs der vornehmsten Damen hätten dem vielbeschäftigten und schwer zu sprechenden Law im Hof eines Gebäudes aufgepaßt, um ihn dazu zu bewegen, daß er ihnen von den Mississippi-Aktien abließe. Law war sehr eilig, wollte nicht hören und sagte schließlich: „Meine Damen, ich bitte tausendmal um Verzeihung, aber wenn Sie mich nicht loslassen, so muß ich plagen, denn ich habe ein Bedürfnis zu p . . . das ich unmöglich länger anhalten kann.“ Worauf die Damen kaltblütig antworteten: „Am wohl, mein Herr, p . . . Sie nur, hören Sie uns aber auch an.“ Und sie blieben ruhig dabei stehen, um mittlerweile ihr Gesicht vorzutragen.

Doch die Papiergeldgeschäfte der Zettelbank gingen anfangs famos; denn es war gerade eine Währungsverschlechterung vorgenommen worden, und die Bank versprach, die Zahlung ihrer Noten nach der alten Währung zu leisten. Als nun aber immer neue Hunderte von Millionen Livres in Papiergeld ausgegeben wurden, als das Papiergeld Zwangsläufig betam, als Verbote ergingen, Zahlungen über 100 Livres anders als in Papier zu machen, mehr als 500 Livres in gemünztem Gelde zu besitzen, da ergriff weite Kreise das Mißtrauen, ob denn auch wirklich Dedung für diese Papiermassen vorhanden sei. Die Dedung konnte natürlich nur in den Goldbergen der Mississippi-Gesellschaft bestehen, und wenn diese etwa bloße Chimäre waren, so war es mit dem Papiergeld und den Aktien allemal Essig. Sobald der Zweifel, ob die „Anzahl vergrabnen Güts“ in Louisiana auch wirklich vorhanden sei, erst ernsthaft erhoben wurde, war der Krach unvermeidlich; denn nach verlogenem Goldfieber konnte sich füglich niemand einer Illusion darüber hingeben, daß die Prärien im Mississippithal rasch realisierbare Werte von der nötigen Riesenhöhe gar nicht aufzuweisen hätten. Der Herzog von Orleans beschleunigte den unvermeidlichen Zusammenbruch durch eine Maßnahme, die ihn verhüten sollte. Am 21. Mai 1720 setzte er den Wert der Banknoten auf die Hälfte herab, um das „wahre Verhältnis“ wieder herzustellen. In Voraussicht des Effekts hatte Law heftig, aber vergeblich widersprochen. Es erfolgte ein Ansturm auf die Bank, sie konnte nicht zahlen, verwidelte natürlich die Mississippi-Gesellschaft in ihr Geschick und das ganze Papiergebäude fiel ein. Die ungedeckten Passiva der beiden bankrotten Unternehmungen betrugen zwei Milliarden. Circa 20 000 Familien waren an den Zettelkrach gebracht, und eine ungeheure Krise zog ganz Frankreich in Mitleidenschaft. Der Staat war natürlich nach der Finanzreform ebenso verschuldet, wie zuvor; reicher war er bloß um einen betrügerischen Staatsbankrott. Zudeffen waren doch Finanzen reformiert worden, nämlich die der großen Spekulanten, die ihre Aktien rechtzeitig an die Dummen weiterverkauft und auf diese Weise ungeheure Reichtümer eingesackt hatten; die vornehme Umgebung des Prinzregenten war alle Schulden mit bloßem Papier losgeworden und hatte ordentlich Güter zugekauft. Leer ausgegangen war dagegen der Vater des ganzen Schwindels, John Law. Er entkam mit größter Lebensgefahr durch die Unterstützung des Regenten aus dem wütenden Frankreich und starb als armer Teufel in Venedig.

Um dieselbe Zeit, als in Frankreich die Mississippi-Seifenblase platzte, begann in England die „South Sea Bubble“, die Südfsee-Seifenblase, aufzusteigen. Dies Projekt, von dem Geldmaller Blount ausgehend, sah dem Law'schen so ähnlich, wie ein Ei dem andern, und war also zum Scheitern prädestiniert, die öffentliche Meinung fiel aber doch darauf hinein. England war während des Menschenalters, seit die „glorreiche“ Revolution von 1688, mit Marx zu sprechen, die kapitalistischen Flussmacher ans Ruder gebracht hatte, mit der respektablen Schuldenbürde von 50 Millionen Pfund (eine Milliarde Mark) belastet worden. Zur Behebung der finanziellen Schwierigkeiten schlug nun Blount eine Aktiengesellschaft vor, die für das Monopol des Handels mit der Südsee die Staatsschulden übernehmen und tilgen sollte. Woher aus der Südsee die Schätze zur Dedung kommen sollten, ist unerfindlich. Das Publikum glaubte aber daran, zumal als Blount ausreute, daß die Erwerbung einiger Plätze in Peru demnächst erfolgen werde. Die Aktien der 1720 gestifteten Südfsee-Gesellschaft fanden also reizenden Absatz: gegen Staatsschuldenscheine und bares Geld. Die nämlichen Kurstreibereien wie in Frankreich setzten ein und brachten die Aktien von 100 Pfund auf einen Verkaufspreis von 1000 Pfund. Das darin dokumentierte Goldfieber war dem französischen durchaus ebenbürtig. Ebenjowenig blieb natürlich der ungeheure Krach aus, als die ruhige Ueberlegung zurückkehrte und die Schätze der Südsee als Luftschlöffer bewerten ließ. 1721 begannen die „Stods“ zu fallen, und nun platzte die Blase. Die Passiva des Bankrotts waren noch größer, als im Falle der Mississippi-Gesellschaft. Die Südfsee-Gesellschaft hatte nämlich dem Spekulationsgeist der Engländer nicht genügt, sondern war durch circa 100 verwandte Unternehmungen kleineren Stils ergänzt worden, die mit der Original-Seifenblase zusammen ein Nominalkapital von sechs Milliarden darstellten. Die Krisis, die über das Land hereinbrach, war furchtbar. Ihr Geld verloren hatten natürlich hauptsächlich die kleinen Leute, die sich hatten verladen lassen, die großen Gauner dagegen hatten ihr Schäfchen ins Trockene gebracht. Das Parlament versuchte zwar, den Heringefallenen zu dem Übrigen zu verhelfen; das war aber verlorene Liebesmüh, die Spekulanten hatten ihren Raub in Eiderbeut gebracht.

Eine satirische Schilderung des ganzen Schwindels hat uns der berühmteste englische Schriftsteller jener Zeit, Jonathan Swift, in seiner „Ballade über den Südfsee-Plan“ hinterlassen. Er behandelt in dem Gedicht die Sache mit Humor. Mit grimmigem Ernst dagegen hat er nachher das Facit seiner Beobachtungen während

des Südfsee-Schwindels gezogen, als er im letzten Teil des „Gulliver“ die Goldgier seiner Landsleute mit flammenden Worten geißelt. Da findet man ihn schon hart bis an die Schwelle der Erkenntnis vorgebrungen, welche „Finanzreform“ den modernen Völkern allein wirklich helfen kann. Wenn er konstatiert, daß die wenigen Reichen von der Arbeit der vielen Armen leben, daß diese für Hungertlöhne schaffen müssen, um ein paar Leute im Ueberflus leben zu lassen, daß es wenige Länder giebt, die nicht die doppelte Anzahl Einwohner ernähren könnten, aber noch weniger, wo nicht ein Drittel des Volkes selbst am Notwendigsten Mangel leidet, — mit alledem befandbet Swift, wie ihm der Kapitalismus mit seinen lieblichen Krüppeln Dialektik eingepaukt und die Ueberzeugung gebracht hat, daß eine gründliche Finanzreform die Beseitigung der Klassenherrschaft und der Ausbeutung voraussetzt.

H. Conrad.

Kleines feuilleton.

Schwarze Schnupfer. Ueber das Schnupfen bei den Matengo in Deutsch-Ostafrika veröffentlicht der Missionar P. Haslinger im „Heidenkind“ interessante Beobachtungen. Beim zwei Matengo sich begegnen, so lautet mindestens das zweite Wort: „Nikutuli likona!“ (Gieb mir Tabak). Ohne Tabak kann der Matengo einmal nicht leben. Ist er als Träger auf dem Wege, so stellt er hier und da seine Last ab mit dem Bemerkten: „Nun muß ich ein Schnupfen, damit ich neue Kräfte schöpfe!“ Ist er auf dem Felde, so legt er seine Hade weg, um mit Schnupftabak neue Lebensgeister zu wecken. Den Tabak nimmt er seine Nahrung. Darum schnupft denn auch alles, Männer und Weiber, Groß und Klein; selbst Kinder, die noch von der Mutter auf dem Rücken getragen wurden, saß ich mit der Schnupftabaksdose um den Hals. An Schnupftabak ist nun allerdings kein Mangel, denn der Tabak wächst hier leicht auf den Feldern und wohl jeder Matengo hat auch eine Parzelle mit Tabak bepflanzt. Allerdings muß der Europäer, der ihn rauchen will, starke Nerven haben. Die Schnupftabakbereitung ist sehr einfach. Ist der Tabak reif geworden, so werden die Blätter abgeschnitten, kommen dann in einen hölzernen Mörser und werden mit einer hölzernen Mörserkeule von etwa zwei Meter Länge gestochen. Die gestochenen Tabakblätter läßt man in einem Topfe aus Ton etwa fünf Tage lang liegen, damit sich der Saft abziehen kann. Dann werden die Blätter auf einer Matte zum Trocknen ausgebreitet. Ist das geschehen, so werden zwei Bassiste kreuzweise auf den Boden des Mörsers gelegt und die getrockneten Blätter werden nun mit der Steule hineingestampft und hineingepreßt. Dadurch entsteht ein harter Klumpen in Kugelform von etwa 12 Centimeter Höhe und 10 Centimeter Durchmesser. Da auf den Boden zwei Bassiste gelegt wurden, so läßt sich der Klumpen nun leicht herausziehen. Beim Verbrauch wird ein Stückchen von dem Kegel abgeschnitten, auf einem Stein zerrieben, und der Schnupftabak ist fertig. Um ihm aber ein besseres Aroma zu geben, mischen die Matengo oft noch Zuthaten hinzu: Kräuter aus dem Walde, besonders aber das abgefallene Ende der Bananenblüten. Letzteres nehmen sie, verbrennen es auf der Scherbe eines zerbrochenen Topfes zu Asche und mischen diese dann mit dem Schnupftabak. Nun sind aber unre Schwärzen in der Kultur noch nicht so weit vorgeschritten, daß sie schon Schnupftabaks-Dosen nach europäischer Art anfertigen könnten. Früher behielten sie sich in anderer Weise. Sie rissen Käse von der Größe eines Fingerhutes einfach den Kopf ab, weideten sie aus, trockneten sie an der Sonne und die Tabaksdose war fertig. Wegen ihrer Kleinheit mußten gleich mehrere genommen werden, alle zusammen wurden an einer Schnur um den Hals gebunden und das diente zugleich als Fierde. Daß sie aber mit dieser Art Tabaksdosen nicht recht zufrieden waren, zeigte sich, als die Europäer kamen. Bei diesen sahen sie manches, was ihnen zur besseren Lösung der Tabaksdosenfrage dienen konnte. Da waren es besonders die Patronenhüllen, die von den Europäern weggeworfen, von den Matengo aber mit Gier aufgegriffen wurden. Eine solche weggeworfene Patronenhülle kann unter den Matengo Anlaß zum Streite werden. Jetzt tragen die „glücklicheren“ Matengo statt der Käferleichen vier bis fünf Patronenhüllen um den Hals, in denen ihre Vorräte von Schnupftabak aufgespeichert sind.

Eine lustige Telefongeschichte wird der „Frankfurter Zeitung“ aus Neunkirchen berichtet: Der Vorsitzende eines Dorfes an der Saar erhält von Amtswegen auch einen Fernsprecher. Der Herr Bürgermeister ist persönlich so liebenswürdig, seinen Satrapen, den Ortsvorsteher in S., in dessen Wohnung in die Geheimnisse des Apparates einzuweißen. Zurückgekehrt nach seinem Amtssitz, bemerkt er, daß er im Drange seiner Amtsgeschäfte den Schirm bei dem Ortsvorsteher hat stehen lassen und klingelt diesen sofort an.

„Hier Ortsvorsteher in S.“
 „Hier Bürgermeister! Herr Vorsteher, sehen Sie mal zu, ob ich nicht meinen Schirm bei Ihnen gelassen habe!“
 Der Angerufene findet richtig das Regendach in einer Ecke. Er nimmt es in die Hand und eilt an den Apparat:
 „Herr Bürgermeister, ja, s' ist e Schirm bei mir steh'n geblieb, guten Se mol, ob das lo (dieser da) der Euer is!“ Und dabei hält der würdige Dorfhauptling den Schirm an's Telephon.

Technisches.

gr. Elektrischer Antrieb in der Textilindustrie.
 Der Antrieb der Webstühle in den mechanischen Webereien erfolgte bisher mittels Riemenübertragung von den Transmmissionen, die von den Dampfmaschinen angetrieben werden. So sehr man nun auch die Transmissionsanlagen im Laufe der Zeit verbessert hat, die ihnen eigentümlichen Mängel und Mängel konnte man wohl mildern, aber sie waren doch nicht zu beseitigen. Beim gewöhnlichen mechanischen Betriebe ist es nämlich erforderlich, Wellenleitungen in den Arbeitsfäden zu legen, die nicht nur teuer sind, sondern die auch ziemlich viel Raum einnehmen und immerhin nicht unerhebliches Geräusch verursachen. Außerdem kommt in Betracht, daß die langen Riemenantriebe zu vielen Unfällen und dadurch zu Arbeitsstörungen Veranlassung geben. Allerdings hat man durch entsprechende Einleitungen der gefährlichen Riemenantriebe mit Schutzgittern u. d. Gefahren möglichst einzuschränken gesucht. Aber die Vorteile des elektrischen Betriebes sind demnach derart bedeutend, daß eine allgemeinere Anwendung dieser Erfindung der modernen Elektrotechnik nur eine Frage der Zeit für jeden gut geleiteten Betrieb, der konkurrenzfähig bleiben will, sein kann. In einer großen mechanischen Weberei des Rheinlandes hat man zum Beispiel den elektrischen Einzelantrieb der Webstühle vor kurzem mit guten Erfolgen durchgeführt. In diesem modern eingerichteten Betriebe wird jeder Webstuhl durch einen eignen kleinen Drehstrom-Motor angetrieben. Meist entwickeln die zur Aufstellung gekommenen Drehstrom-Motoren 0,3—0,5 Pferdestärken. Von den Scheiben der Motoren wird die Kraftübertragung auf die Webstühle durch kurze Riemen bewirkt. Die Vorteile eines solchen elektrischen Einzelantriebes durch Drehstrom-Motoren bestehen hauptsächlich darin, daß jeder Stuhl von allen andern vollkommen unabhängig ist und sich mithin beliebig an- und abstellen läßt. Während beim bisherigen Transmissionsbetriebe die Wellenleitungen auch laufen müssen, wenn nur einzelne Stühle arbeiten, spart man diese unnötige Arbeitsleistung beim elektrischen Einzelantrieb, da es nach dem Ausschalten des Antriebsmotors keine Leerlaufarbeit mehr giebt.

Humoristisches.

Benutzte Gelegenheit. In dem entlegenen Winkel eines deutschen Kleinstaats hatte der Landadel die fürstliche Gewohnheit, auf seinen sogenannten „Schlössern“ zum Zeichen seiner Anwesenheit die Fahne wehen zu lassen. Einen bürgerlichen Nachbarn ärgerte dies und er setzte folgende Annonce in das dortige Blatt: „Wenn auf Schloß Weierbagen die Fahne weht, so sind gut gemästete Schweine abzugeben.“

Zu dentlich. Im X. Infanterie-Regiment der Garnisonstadt P. hat beim Einzel-Exerzieren der Rekruten der Gefreite Herber das Kommando seines Hauptmanns gar zu deutlich nachgeahmt. Der erzürnte Compagnie-Chef bestrafte ihn deswegen mit drei Tagen Mittelarrest. Der Herr Feldwebel verließ am nächsten Tag aus dem Parolebuch der Compagnie: „Der Gefreite Herber erhält drei Tage Mittelarrest, weil er beim Kommandieren die Stimme seines Compagnie-Chefs nachahmte und wie ein Ochsenbrüllte.“

Aus einer Gendarmerie-Anzeige. „... Als ich an das Ufer des Flusses kam, fand ich dorthelbst die Leiche eines neugeborenen Kindes. Diese Kindesleiche dürfte von einem Dampfschiff herrühren.“
 („Jugend.“)

Notizen.

— Felix Philippis neues Drama „Der grüne Zweig“ ist die nächste Novität des Schauspielhauses.
 — „Unter sich“, ein Einakter von Hermann Vahr, geht am Silvesterabend, zusammen mit andren Einaktern, im kleinen Theater in Scene.
 — Die Schiller-Theater-Aktiengesellschaft hat im vergangenen Jahre rund 11 000 M. Ueberflus erzielt.
 — Im Münchener Volkstheater fand Max Reals Volksstück „Die Bauern-Prunhilde“ bei der Erstaufführung lebhaften Beifall.
 — Ein Material von außerordentlich kleinem Ausdehnungskoeffizienten ist eine Legierung von Stahl mit 36 Proz. Nickel. Der Ausdehnungskoeffizient beträgt nämlich nur 0,0000028; d. h. ein Stab aus solchem Nickelstahl dehnt sich bei einer Erhöhung seiner Temperatur auf 1 Grad Celsius nur um 28 Hundertmillionstel seiner Länge aus. Dies würde bei einem Stab von 10 Meter Länge und einem Temperaturunterschied von 60 Grad Celsius (25 Grad Kälte und 35 Grad Wärme) 2,15 Millimeter ausmachen. Diese Legierung würde daher ein vorzügliches Material für Uhrenpendel abgeben und die komplizierten Stempelpendel vollkommen ersetzen können. Von noch größerem praktischen Werte würde sie als Material für Eisenbahnschienen sein, welche dann ohne den jetzt notwendigen Zwischenraum verlegt werden könnten. Das einzige Uebel ist nur, daß Nickel in nicht allzugroßen Mengen in der Natur vorhanden ist.